

Um fünf ruft Ihre Tante an

► Vor achtzig Jahren hatte auf dem Dorf kaum jemand einen Telefonanschluss, außer einigen Geschäftsleuten. Der Bäckerssohn schellte z. B. an der Haustür und richtete aus: „Um fünf Uhr ruft Ihre Tante aus Frankfurt an.“ Dann fand man sich kurz vor fünf im Bäckerladen ein.

Ja und wer keinen Bäckerladen hatte? Für den blieb wie eh und je die gute alte Post. Die Postkarte hatte allerdings den Nachteil, dass ihre Schreibfläche begrenzt war; am Rand war sie nun einmal zu Ende, auch wenn der Himmel oft dazu annektiert wurde – der Himmel ist ja eh nicht so wichtig (ich meine: bei Ansichtskarten). Meine Urgroßmutter quetschte allerdings auf einer Karte fast jenseits des Randes auf die allerletzten drei Millimeter: „Grüße im Schneck.“ Herr Schneck war ein Bekannter und „im“ hier ein dialektaler Dativmarker.

Jahre später war ein privater Telefonanschluss keine Ausnahme mehr, sondern fast die Regel. Man kannte die Nummern der häufigsten Gesprächspartner auswendig; fast wie von selbst setzte der Zeigefinger sie zusammen auf der runden Wählscheibe mit den großen Löchern, auf der man sich viel seltener verwählte als auf den nervösen kleinen Tasten späterer Geräte. Eine Seniorin bat nach einigen Tagen mit einem solchen ihren Enkel: „Jörgle, schau mal im Abstellraum, ob selles alte Telefon noch da ist?“, und ihre Welt war erst wieder ganz in Ordnung, als er es gegen den neumodischen Wechselbalg rückgetauscht hatte. Sie dürfte kein Einzelfall gewesen sein.

Aber dessen ungeachtet war die Erfindung des Telefons ein Riesenschritt über Postkarten und Briefe hinaus: Sie hauchte dem Kontakt zwischen Menschen nichts Geringeres als Leben ein.

Jetzt war wirklich ein Gespräch möglich, ein Austausch ohne zeitliche Verschiebung: Ich sage – du erwidert – jetzt wieder ich – usw. Und: Das Gespräch hat keinen vorgegebenen „Rand“, es kann nach Lust und Laune ausufern („Halt! ich wollte noch sagen ...“ usw.). Das wird von den beiden Gesprächspartnern gelegentlich durchaus unterschiedlich bewertet.

Vor allem hat das Gespräch sogar der maleischsten Postkarte vom Golf von Neapel etwas



Foto: Susanna Schönecker

voraus: die Unmittelbarkeit, die Frische der ungefilterten Reaktionen auf Alltagswiderfahrnisse, z. B.: „Die alte Drecksau, jetzt hat sie mir auch gekündigt!“ oder: „Juhu! Mensch, bin ich froh: Der Hasso ist wieder da, er hatte sich nur verlaufen, der Trottel.“ Hinzu kommt, dass zwischen Gesprächspartnern, die sich kennen, auch Stimme, Sprechtempo, Lautstärke, Dialektanteil u. a. zusätzliche Botschaften enthalten.

Außerdem können, auch lange vor der Pandemie und dem Lockdown, Telefonkontakte zumin-

dest ein Stückweit die lebendige Anwesenheit einer Person ersetzen. Meine Mutter, für die die Familie der wichtigste Lebensinhalt war, lebte über zehn Jahre in einem Altersheim mehrere hundert Kilometer von hier entfernt. Ich konnte sie daher nicht so oft besuchen, wie ich es gerne getan hätte. Nach einem meiner Besuche sagte eine der Pflegerinnen zu mir: „Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Ihre Mutter ist nicht allein: Wenn man abends in ihr Zimmer kommt, telefoniert sie mit der Heide oder mit der Katrin oder mit dem Uwe.“

Sicher, durch das Telefon kann ich hören und gehört werden. Aber ein wichtiges Stück Wirklichkeit fehlte zunächst immer noch: sehen und gesehen werden können. Inzwischen ist auch dieses Problem gelöst; Smartphones und ähnliche Erfindungen haben das Telefon längst überbunden, und staunend schaut die Oma zu, wie die Enkelin und ihre Freundin via Skype einander die neuen Kleider für den Abiball vorführen.

Diese Geräte passen zudem, wiewohl quasi Alleskönner, cool und elegant sogar in die Gesäßtasche hautenger Jeans.

Die einst unverzichtbaren öffentlichen Telefonzellen braucht man daher nicht mehr; fast unbemerkt sind sie aus dem Stadtbild verschwunden. Vereinzelt findet man noch das eine oder andere gelbe Häuschen von früher, etwa an einem freundlichen Platz mit blühenden Jasminsträuchern. Es dient als eine Art informelle Büchertauschstelle, will sagen: Es wurde umfunktioniert und ist jetzt Teil eines anderen Netzes. Hier nimmt man dann vielleicht eine Margaret Atwood und einen Vogelbestimmer mit nach Hause und legt dafür sein „Brot der frühen Jahre“ und seinen „Steppenwolf“ ab. Den Segen von Böll und Hesse darf man vertrauensvoll unterstellen. |

Heidrun Pelz

